Umfang acht Seiten **Einzelbezug 40 Pfennig**

DER STURM

HALBMONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

Herausgeber und Schriftleiter
HERWARTH WALDEN

Ausstellungsräume
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

FÜNFTER JAHRGANG 1914 BERLIN-PARIS ZWEITES APRILHEFT NUMMER 2



Otakar Kubin: Originalholzschnitt

Antwort

Herr Fritz Stahl schreibt noch immer. Aber kosmischer. Aber mit der Beschränkung, die dem Meister ziemt. Raum für alles hat das Berliner Tageblatt. Jetzt, zur fröhlichen Osterzeit, werden die faulsten Eier aufgebrütet, die faulsten Bilanzen werden nachgeprüft. „Neulich wurden hier Urteile über Senioren nachgeprüft." Einige Nestoren sind zwar gestorben, die Senioren hielten sich aber auf der Höhe ihrer Senilität, Herr Fritz Stahl prüfte die weißen Haare und befand sie wirklich ohne Farbe. Die Weltmeisterschaftsmaler erhielten am Ziel den Lorbeerkranz von seiner Hochwohlgeboren Fritz Stahl auf das greise Haupt gedrückt, die Sieger leerten mehrere Humpen auf das Wohl ihres Fachmanns, die Erde wird schöner mit jedem Tag und das Blühen will immer noch nicht enden. „Die neuen Ausstellungen unserer Salons sind Junioren gewidmet, fast durchweg Vertreter einer Kunst, die sich selbst als die Kunst der Zukunft bezeichnet, für die aber wüste Schreier zugleich die ganze Gegenwart in Anspruch nehmen." Herr Fritz Stahl will also Urteile über Junioren nachprüfen. Seine eigenen Urteile. Herr Fritz Stahl hat zwar bisher nur hingerichtet und nicht geurteilt, oder geurteilt, ohne gesehen zu haben. Aber selbst, wenn er gesehen hätte, würde er kein Urteil haben. Es handelt sich hier nicht um einen Sportsbetrieb. Man kennt in der Kunst nicht das Ziel, an dem Herr Fritz Stahl, der Kenner, mit dem Lorbeer steht. Der Künstler schießt immer über das Ziel hinaus und der Schiedsmann hat das Nachsehen. Aber ehe der nachsieht, sind die Künstler schon wieder am Start, und wenn er auf den Start blickt, sind sie schon wieder über sein Ziel hinaus. Er kann einem leid tun, so ein armer, alter Mann. Er bemüht sich, von der Stirne heiß, er guckt sich die Augen aus dem Kopf, und sieht infolgedessen nichts. Dafür hört er die wüsten Schreier, mich. Was man nicht versteht, hält man für Geschrei. Die Ohren klingen ihm also endlich, aber das Klingen hört er noch nicht. Er beschwert sich, daß man die ganze Gegenwart in Anspruch nimmt. Ich gönne ihm sein bescheidenes Plätzchen, im trauten Dämmerlicht. Aber was will er mit der Gegenwart anfangen, wo er doch in der Vergangenheit, im Schatten großer Senioren, sein Dasein fristet. Ich will ihm sogar gern den Himmel meiner Zukunft öffnen, ich stelle ihm sogar Eselsbrücken zur Verfügung. Aber einem Wasserscheuen ist nicht einmal damit gedient. Trotzdem, er nimmt sich ernst, Herr Fritz Stahl. Er läßt sich durch wüste Schreier nicht beirren. Er ist ein Mann. Ein Mann mit Grundsätzen. „Man darf sich dadurch, wenn man sich selbst ernst nimmt, nicht beirren lassen und weder dazu bewegen lassen, Verdienste anzuerkennen, die man nicht sieht, noch dazu drängen lassen, in Bausch und Bogen abzulehnen." Niemand will ihn bewegen, Verdienste anzuerkennen. Denn was er sieht, verdient nicht, anerkannt zu werden. Und was er nicht sieht, wird er nie sehen lernen. Herr Fritz Stahl wird hingegen in so viel Bausch und Bogen abgelehnt, als er davon vollgeschrieben hat. Ohne daß man sich dazu drängen läßt. „Jeder Künstler gilt soviel, als er leisten kann." Aber seine Leistung hängt nicht von der Geltung des Herrn Stahl ab. „Das muß immer wiederholt werden, weil immer wieder behauptet wird, gegen die jungen Leute herrsche in der Kritik Parteihaß." Das hat niemand behauptet, Unfähigkeit an künstlerischer Anschauung heißt nicht auf deutsch Parteihaß, Herr Fritz Stahl ist nicht „die Kritik" und die sogenannten jungen Leute sind heute alle zwischen dreißig und vierzig. „Diese ganze Verstellung stammt aus einer Zeit, wo man an e i n e Kunst glaubte, jeder seine als die einzige behauptete. Das tun heute nur noch die jüngsten, mehr die Wortführer als die Künstler selbst. Sie haben denn auch den frechen und dummen Haß und bellen ihn fröhlich heraus." Herr Fritz Stahl ist der einzige, der an e i n e Kunst glaubt, nämlich an die, die er würdigt, aber nicht versteht. Ich glaube an keine Kunst, ich glaube nur an Künstler. Ich glaube nicht an Senioren und Junioren. Weder das nicht übertrieben hohe Alter des Herrn Fritz Stahl noch meine nicht allzu junge Jugend geben die Gewähr der Künstlerschaft oder Kunstkennerschaft. Aber Herr Stahl stutzt vor den Begriffen, die er sich zurechtgeklaubt hat, ich stutze vor dem Künstler, der die Begriffe beiseite schiebt. Herr Stahl schiebt die Kunst weiter, ich werde vom Künstler geschoben. Herr Stahl belehrt die Kunst, ich lerne vom Künstler. Herr Stahl ist so bescheiden, der Kunst die Wege vorzuschreiben, ich bin so frech, den Künstlern nachzulaufen. Herr Stahl ist so klug, Menzel zu loben, ich bin so dumm, wie Herr Stahl nie klug sein kann. Herr Stahl hört mich bellen, wo ich mit Engelstönen rede. Ich sehe die Lämmer weiden, aber Blöken kann ich nicht vertragen. Ich bin nicht musikalisch. Ich kann auch keine Lämmer hüten, aber ich kann mir meine Wiese nicht vertrampeln lassen. Ich bin kein Leithammel, deswegen wünsche ich auch nicht, daß mir die Herden folgen. Die Junioren des Herrn Stahl kann er sämtlich zu seinen Senioren versammeln. Wir, die wir Kunst lieben und kennen, haben sie nie für „kommende Genies" gehalten. Genies kommen überhaupt nicht. Sie sind, auch ohne die Vergangenheit des Herrn Stahl.

H. W.

Gedichte

August Stramm

Der Ritt

Die Aeste greifen nach meinen Augen
Im Einglas wirbelt weiß und lila schwarz und gelb
Blutroter Dunst betastet zach die Sehnen
Kriecht schleimend hoch und krampft
in die Gelenke!
Vom Wege vor mir reißt der Himmel Stücke!
Ein Kindschrei gellt!
Die Erde tobt, zerstampft in Flüche sich
Mich und mein Tier
Mein Tier und mich
Tier mich!

Vorfrühling

Pralle Wolken jagen sich in Pfützen
Aus frischen Leibesbrüchen schreien Halme Ströme
Die Schatten stehn erschöpft.
Auf kreischt die Luft
Im Kreisen, weht und heult und wälzt sich
Und Risse schlitzen jählings sich
Und narben
Am grauen Leib.
Das Schweigen tappet schwer herab
Und lastet!
Da rollt das Licht sich auf
Jäh gelb und springt
Und Flecken spritzen —
Verbleicht
Und
Pralle Wolken tummeln sich in Pfützen.

Urwanderung

Raunen und Schrei
Fuß vor Fuß!
Winken Hasten Zagen
Hinab zum Fluß!
Schlürfen und Schnaufen
Weiter . . . weiter!

Ungeheuer!
Schrecken und Wut!
Mann und Weib
Steine in krampfenden Fäusten
Hinweg! . . Hinweg!

Rauschen und Wehn!
Hunger!
Rinde und Blatt
Weiter!

Entwurzelter Stamm
In nerviger Faust!
Schwung und Schlag!
Blutiger Fraß!
Fort!

Blendende Strahlen
Aus blutrotem Rund!
Machtvoller!
Hin!

Blindes Dunkel
Grausen um um
Schlaf und Tod
Schrecklicher!
Hilf!

Ruhe und Rast
Weiter und weiter!
Fluß und Tal
Weiter und weiter!
Wasser und Sand
Weiter und weiter!

Weiter! Weiter!

Tanz

Milchweiche Schultern!
Augen flirren, flackern!
Blond und schwarz und sonnengolden
Taumeln Haare, wirren, krampfen,
Schlingen Brücken,
Brücken!
Hin
Und rüber
Taumeln, Kitzel,
Bäumen, saugen,
Saugen, züngeln,
Schärfen
Blut
Schweres, lustgesträubtes
Blut!

In die Wunden
Hüpfen Töne,
Sielen, bohren,
Wühlen, quirlen,
Fallen kichernd,
Schwellen auf und fressen sich,
Gatten, gatten, schwängern sich,
Bären Schauer
Wahnengroß!

Hilflos surren um die Lichter
Mutterängste
Nach den Kindern,
Die sich winden,
Winden, huschen
Vor den Tritten,
Die sie packen,
Ihre glasen, sichten Leiber
Schinden, scharren,
Pressen, schleudern,
Tückisch abgemessne Lüste

Jagen unter Brunstgestöne,
Brunstgeächze
Und
Gekrächze!

Durch die Wirrnis
Durch die Flirrnis
Blitzt Verstummen!
Jäh zerflattern,
Drängen gellend
An die Decke
Sich die Töne,
Klammern, krallen
Scheu verwimmernd
Am Gebälk!
Glotzen nieder,
Wo mit Wuchten
Schlorrt das Keuchen,
Schlappet
Ringsum an den Wänden
Seinen ungefügen Leib,
Unzahlmäulig
Zuckt und schnauft!

An die angstzerglühten Herzen
Reißen flammend hoch die Lichter
Ihre hetzverstörten Kinder,
Die in Irren, Wirren
Zitternd
Ob der ungewohnten Ruhe
Ab sich tasten
Und sich streicheln
Gegenseitig
Hell von Staunen,
Daß sie leben noch,
Sie leben!
Zagig finden sie das Lächeln,
Fluten leise, fluten, fluten,
Reichen summend sich die Hände,
Werden warm
Und
Schwingen Reigen!

Da
In Peitschlust, Streitdurst, Quälsucht
Vollgesogen
Vom Gebälke
Stiebt das Gellen!
Schrillt unbändig,
Ueberschlägt sich,
Purzelt, flattert,
Springt und stöbert,
Federt, pumpelt auf
Das Untier,
Das
Mit tausend Füßen aufschrickt,
Trippelt, trappelt,
Trappelt, grappelt,
Gell gedrängelt
Von den Tönen,
Die zerrasseln,
Niederprasseln,
Peitschen, schlagen, fiebern, kosen
Und im Wirbel
Wringen, wiegen
Schwelles,
Blaßhellrotes Fleisch!

Milchweiche Schultern!
Augen . . .

Der Weg durch die Nacht

Roman

Aage von Kohl

Fortsetzung

Er streckte bequem den rechten Arm aus, stützte ihn längs der Rücklehne der Bank, sah lächelnd in der Dunkelheit vor sich hin, beständig alle Adern so gespannt, so wonnig warm —: Meine Annie, großer Gott, wie hast du alle Tage mein Leben ausgefüllt! wie hast du unvergänglich alle meine Nerven mit Glück geladen, daß nur die Erinnerung an dich genug ist, um mein Herz lachen und zittern zu machen, durch meine Muskeln rinnt das Blut und flüstert von dir, siehe, wenn ich meine Hand erhebe, so zittert sie bei dem bloßen Gedanken an dich, du weißt nicht, wie ich stark und hell bin, unbesiegbar, wenn ich deinen Namen denke, meine Einzige, meine Ewige, meine Geliebte!

Er lachte, heiß und froh.

Streckte lächelnd seine Arme aus.

Atmete mit Wollust das Aroma der ganzen Nacht ein — die großen, kühlen Düfte von Gras, von Blumen, von Meer.

Und erinnerte sich dann plötzlich, von neuem vor Wonne lachend, mit blinzelnden Augen — des allerersten Males vor vielen Jahren, als er und sie einander begegnet waren!

Jenes Abends im Künstlerklub, es war das erste und letzte Mal, daß er da war, ja, welche unfaßliche Güte von seiten des Lebens gegen ihn: dies einzige Mal — gerade das Mal sein zu lassen, wo auch sie zugegen war!

Nein, er hatte sicherlich nichts vergessen — auch nicht die allergeringste, scheinbare Kleinigkeit von jenem strahlenden Abend, dem Götterabend, da er geboren wurde, da er zum erstenmal das Licht des Tages in seiner ganzen Pracht erblickte, da plötzlich dieses dröhnende, goldene Tor selber geöffnet wurde, um ihn einzulassen, i h n, in die schimmernde Burg des Glücks, in den rosenumfriedeten, holdseligen Fürsten-Palast des Glücks einzulassen!

Aber nein, das war keine von den Begebenheiten, die zu vergessen überhaupt möglich ist!

Hahaha, nein, sicherlich nicht!

Höre nun einmal —:

Es war also an diesem Abend vor dreizehn Jahren. Er war damals noch geradezu unerlaubt arm; niemand kaufte seine Bücher, nur die Kollegen lasen sie — und die erhielten sie gratis von dem gemeinsamen Verlag oder von ihm selber, oder sie liehen sie sich untereinander . . . wohl bemerkt, diejenigen, die sich überhaupt mit dem beschäftigen mochten, was er schrieb! Nun ja, das mag einerlei sein — die Tatsache war nur, daß er an Mammon ärmer war als alle, aber irgend jemand hatte ihn eingeladen, zu diesem alljährlichen Ball zu kommen, der im Künstlerklub gegeben wurde. Ach, hatte der Betreffende gesagt, wenn auch nicht ganz ohne Malice —: ich will dir nur sagen, dort wirst du dich eklatant amüsieren, da ist Witz, da ist Geist, da ist Schönheit — und da sind gar keine Fremden, wir sind ganz unter uns! Haha, und Morton bekam also viel zu tun, löste sich seinen Frack aus dem Leihhause ein, was ihm übrigens irgendeine Klassikerausgabe kostete! Er war allerdings gut zehn Jahre alt, besagter Bekleidungsgegenstand stammte noch von seinem Abiturientenexamen her, paßte ihm aber trotzdem, wie er auch erwartet hatte, ganz gut, was die Größe betrifft —: denn damals, als er angefertigt (und von seinem Vater bezahlt!) wurde, war er absichtlich reichlich groß gemacht worden, er entsann sich noch, wie er ihm um die Schultern geschlottert hatte, als er ihn bekam! . . .

Morton lachte.

Er sah blinzelnd vor sich hin und lachte.

Erinnerte sich plötzlich seiner selbst, wie er ausgesehen hatte an jenem Abend mitten im Winter, in einem gräßlichen Schneeregen, als er gegen neun Uhr schließlich mit seiner Toilette fertig geworden, fortgekommen war, und jetzt atemlos dort in der mächtigen, prachtvoll erleuchteten und eisweißen Halle des Hotels stand, mit großer Flottheit (und innerem Schrecken!) nonchalant seinen Ueberrock, in dem das Futter nämlich zerrissen war, einem dienernden und überfrisierten Garderobier zuwarf — und sich darauf vor den kolossalen Spiegel stellte, der acht, zehn Ellen breit und wenigstens ebenso hoch eine Nische in der einen der prangenden Wände des Raumes verdeckte. Ach ja, dachte er weiter, entsann sich des Bildes, das sich damals vor diesen dreizehn Jahren seinem sehr kritischen und keineswegs befriedigten Blick zeigte, da drinnen in dieser gewaltigen, spiegelnden Fläche: ein großer, junger Mann mit kräftigen Schultern, Arme und Beine auf dem rechten Fleck, nicht ohne Eleganz, ein heftiges, glattrasiertes Gesicht, aus dem die großen dunklen Augen hervorleuchteten — ein klein wenig überarbeitet, mit etwas unsicherem Blick momentan, infolge des beklemmenden Ernstes der Situation — aber sonst flammend genug! das dunkle, dichte Haar auf der linken Seite gescheitelt — oder nein, in Wirklichkeit also auf der rechten! und die Kleidung: der Frack, der, wenn man seine Nase ihm ein wenig näher brachte, noch unverkennbare Erinnerungen an den Ort der Barmherzigkeit trug, woher er kam — die Beinkleider, die vielleicht ein wenig zu stramm saßen; das ganze gewiß etwas unmodern, aber trotzdem — ach ja, es konnte wohl angehen, war auf alle Fälle bedeutend besser, als er erwartet hatte!

Und endlich verließ er den Spiegel, näherte sich mit festen Schritten der breiten Treppe, den großen, weißen Flügeltüren, wo zwei sich verneigende Diener Wache hielten —:

„Ja, danke!"

Sie rissen die Türen auf. Er trat ein. Ein ellbogendichtes Gewimmel von Damen und Herren — unter dem blendenden Schein von unzähligen, elektrischen Lampen. Seidene Gewänder in Brandgelb, in Hellblau und Weiß, wunderbar klare, strahlende Stoffe. Tüll, Mull, Atlas, Taft; nackte, weiße Schultern, Lächeln, ein Wirrwarr von Düften — Ja die schwarzen Fracks der Herren, die große schneeblanke Hemdbrust, Orden hier und da; ein unaufhörliches Summen von allen Seiten — eine kochende Hitze! —

Glaß amüsierte sich nicht in den ersten paar Stunden —: er verschlang mit allen Sinnen!

Er sah hin und wieder diesen oder jenen Kameraden, wechselte ein oder zwei Worte mit ihm, fertigte ihn schnell ab, brauchte im übrigen ununterbrochen seine Augen und Ohren, erkannte immer neue Gesichter, die er bisher nur in Zeitungen auf Postkarten, auf Photogravüren vorn in ihren gesammelten Werken gesehen hatte — oder auf seinen eigenen Phantasieporträts, die er nach dem Inhalt und Stil ihrer Bücher geschaffen hatte. Du großer Gott, welch ein Gewimmel von bekannten Namen, alles, was das Land an Geist besaß, ein Parnaß —: da stand der und da stand jener! hier bahnte sich Karise selbst, der vergötterte Violinist, einen Weg, gefolgt von einem Schwarm von Damen — dort stand die Schriftstellerin Lise Brown, umringt von einer Schar von Anbetern! dort, nicht zehn Schritt von Morton entfernt, von

ihm getrennt durch einen Strom von Schultern und Köpfen, in einer einzigen, kleinen Gruppe, die Creme von dem allen: in erster Linie der Präsident des Klubs, der Kritiker mit dem Weltnamen, G. W. Neergaard, mit dem langen, weißen Haar, das sein braunes, scharfes und kurzes Gesicht umflatterte, noch heute das eines ganz jungen Adlers; dann le Ponge, der Sänger mit der goldenen Stimme, ein kleiner, untersetzter Mann, bei dem sich die Schönheit der Stimme schon in den Flammen der mächtigen, blauen Augen verriet; Frau Martini, unsere größte Schauspielerin, jung, mit einem wunderbaren Lachen, die beiden Schultern entblößt, derengleichen es nicht gab; Lehmann, der Professor, der Porträtmaler, mit seiner schallenden Munterkeit hin und wieder alle übertäubend, aller Blicke auf sich ziehend durch seine Herkulesgestalt — und endlich Rabiri, der Ehrengast des Klubs, der für alle Zeiten unvergeßliche japanische Dichter, der für diesen einen Abend, nur um einige Stunden des Beisammenseins mit seinem Freund, dem Präsidenten, zu erlangen, von Paris hierher gereist war ... ach, du gütiger Himmel, alle diese Größen — und er selbst, mit dem Abiturientenfrack, der nach Naphthalin stank! ...

Nun ja, erinnerte sich Morton weiter —

Aber was hatte das alles übrigens mit der Sache zu tun —: es handelte sich um Annie!

Um Annie Ulfeldt — die in jenem Nu, wo er selbst in den Empfangssaal getreten und dort stehen geblieben war, gegen einen weißen Kachelkamin gepreßt — schon da drinnen war, ihm unsichtbar, zusammen mit ihrem Onkel, Nicolas Ulfeldt, dem Balladenkomponisten! Annie, die ebenso wie Glaß zum erstenmal hier war, geblendet, beunruhigt und überwältigt, die großen, blauen Augen weit geöffnet, zugleich neugierig und bang! Haha, ach ja, aber noch sollten mehrere Stunden vergehen, ehe er und sie sich sahen — ehe sie überhaupt ihr gegenseitiges Dasein ahnten! Erst sollte ja nämlich gegessen werden —: da drinnen in einem majestätischen Saal, in einem Bagdad von Marmor und Gold und Licht, an Tischen, die von Kristall und Silber flammten, von Blumen leuchteten, mit Tafeltüchern blendeten; in einer babylonischen Verwirrung von Stimmen; dieses plötzliche lautlose Schweigen, wenn eine von diesen Berühmtheiten sich erhob und klingend an ihr Glas geschlagen hatte; diese Stimmen, tief oder hell im Klang, durch Hunderte von Festabenden daran gewöhnt zu reden, geschmeidig die Sprache biegend, sie mit ihrem Witz oder Pathos formend, sie gleich einer Brücke von Brillanten von Punkt zu Punkt in ihren Gedanken spannend, oder sie wie eine Kaskade von Freude und Glanz aufschnellend, oder sie wie einen Wolkenbruch von Blumen, von Rosen und Lilien und Veilchen über die Frauen zu allen Seiten ausstreuend!

Und darauf der Ball — schließlich! Dieser unvergeßliche Ball von Tausenden, der nun monatelang das Unterhaltungsthema all der jungen Damen in der Stadt bilden sollte — der große Ball, in diesem leckern und luxuriösen Märchensaal, aus dem die Tische fortgeräumt waren, und wo der Fußboden mit seinem Glanz blendete! —

Morton — der nach und nach ein wenig zu sich gekommen war; der die Ueberarbeitung, die Tinte an Geist und Lippe, mit dem blonden, perlenden Wein weggespült hatte; Morton, der sich allmählich satt und munter gesehen und sich stark gelauscht hatte; der endlich das Bewußtsein von allen diesen Berühmtheiten überwunden hatte, die sich um ihn her bewegten — Morton war gerade drinnen im Rauchsalon gewesen und hatte eine Zigarette zu seinem Mokka genossen, der ihm in einem papierdünnen und goldenen Fingerhut gereicht worden war; jetzt hörte er plötzlich das Brausen, den süßen und brutalen Sturm von dem Zigeunerorchester da drinnen im Tanzsaal, Leo Brandes selbst, dieser göttliche, dieser schmeichelnde und wahnsinnig leidenschaftliche Violinist und Dirigent! — Glaß stand einen Augenblick wie gelähmt still bei den schwellenden Lauten der ersten rasenden und heißen Takte — jawohl, es war einfach das erstemal in seinem Leben, daß er Leo Brandes spielen hörte! Ach, aber nun wurde auch diese ganze rote Fülle von Blut in Mortons großem Körper gründlich entzündet, nun brannten diese Sinne, die an sich schon Feuer waren, nun spannten sich alle seine Muskeln, er erhob sein Antlitz noch höher wie zuvor, er fühlte seine Augen flammen, sein Gang war so leicht, durch seine Nerven flogen funkensprühend diese Gewitter- und Sonnenscheintöne — er ließ den Blick umherfahren, um sie zu finden, mit der er tanzen konnte —:

Ja!

Und da!

Da drüben in der Ecke!

Dort, kaum sichtbar, hinter einem Schwarm von Kavalieren, dort gewahrte er, neben Nicolas Ulfeldts riesengroßem Häuptlingskopf, mit dem eisengrauen Haar, da, gewahrte er das Gold! Annies Reichtum an gesponnenem und goldenem Metall, Annies strahlendes Haar, dessengleichen niemand gesehen hatte! —

Glaß runzelte indessen gleich darauf seine Stirn —: ach, sieh da! wer mag sie wohl sein, steht sie nicht neben Ulfeldt — aber der ist ja nicht verheiratet, sie kann also seine Tochter nicht sein, wahrscheinlich eine von diesen Damen, die er protegieren soll: eine von diesen eisabgekühlten und hyperintellektuellen Jungfrauen, die die Männer nach der Zahl der Zeitungen messen, in denen ihre Namen genannt werden!

Er war dessenungeachtet ein paar Schritte näher getreten, rätselhaft aufgebracht, unzufrieden sogar mit diesem wiegenden Fluß eines Walzers, den die Geigen da drinnen ausströmen ließen — höchlich unzufrieden mit sich selbst gleichfalls, mit allem!

Da hörte er sie lachen — und von neuem fuhr eine Erschütterung durch alle seine Glieder: das was das Gold, das klang! Ach ja, wie sie lachen konnte, allmächtiger Gott, was war Leo Brandes' Musik doch jämmerlich neben dem unbeschreiblich klingenden Laut ihres Lachens — in dem alles enthalten war, was ein Herz froh und heiß macht! Hahaha, wie selig, nur allein hier zu stehen, weit entfernt, ohne daß sie ahnt, daß man existiert, alle Nerven überspült, glückselig von diesem Morgenwind, von diesem Sonnensommermorgens Wind und Meer . . . und von dem Anblick ihres reichen, schimmernden Haares, das ihren Nacken auf dem zarten Halse hintenüberbeugt!

Er war, ohne es zu wissen, allmählich noch einige Ellen näher gekommen; war gleichzeitig noch mehr unerklärlich bitter und zornig geworden, sein Herz hämmerte unruhig, als wolle es zerspringen, er starrte neidisch alle diese Herren an, die dort dicht um sie herumstanden. Ach, könnte man sie nur mit einer Bewegung seiner langen Arme wegjagen, er hatte in diesem Augenblick mehr als genug Kräfte dazu! Da standen sie — er fand buchstäblich, daß er es ihren Rücken ansehen konnte — und überstarrten sie neugierig und roh mit begehrlichen Blicken, pfui Teufel, schämten sie sich denn nicht?!

Eine brennende Hoffnungslosigkeit durchzuckte seine Brust, er wollte sich umwenden, wollte fortgehen! er wollte entschlossen sich einer lachenden und lustigen, endlosen Schar, Damen und Herren in Menge, anschließen, die gerade jetzt an ihm vorüberströmten, vom Kaffeetisch und den Zigaretten kommend — die ihn für einige Sekunden von der Gruppe da drüben in der Ecke trennten! er wollte mit hinein und tanzen . . . oder nein, das mochte er auch nicht, er hatte keine Lust mehr zu irgend etwas, er wollte nach Hause, er wollte sich nicht zwischen all diesen Menschen bewegen, er wollte spornstreichs nach Hause — nach Hause und schreiben! Ach ja, schreiben, er wollte ihnen allen miteinander zeigen, was in ihm wohnte! er wollte sie alle miteinander lehren, daß es darauf ankam —: wie heftig es da drinnen lohte, wie groß und wie hoch die Flammen waren — und wie genau sie von diesem rätselhaft Wollenden und Lichten dort im allertiefsten Innern gezügelt werden konnten! . .

Aber er ging doch nicht!

Das heißt —:

Als diese lange Flut von glühenden Wangen, von zusammengeketteten Händen, von Atlasschleppen und von schwarzen Fracks an ihm vor übergebraust war — da war er plötzlich noch ein paar Schritte näher an die Gruppe in der Ecke herangetreten.

Und da sah er das Wunderbarste, was er je in den Tagen seines Lebens gesehen hatte — ach, das, wovon er tausende von Malen geträumt, was er aber nie zuvor erlebt hatte!

Oder nein, es war ja ganz einfach unmöglich! Dergleichen existierte nicht!

Und doch, jawohl, sieh nun da einmal, betrachte nur die Art und Weise, wie sie alle zusammen, Jung und Alt, mit ganz anderen Gesichtern, als er es sich vorgestellt hatte, gleichsam von unten herauf, zu ihrem Antlitz emporsehen!

Ist das wirklich richtig, lügen seine Augen nicht —: ach nein, es ist kein Zweifel möglich, nicht einer von diesen Männern hat die Blicke, die er haßt! Keineswegs, nein, im Gegenteil: ihre Augen lachen, sie strahlen, sie öffnen sich so klar und lachen! Ach, mein Gott —: das ist also in Wahrheit das Gold, nicht bloß an Haar und Lachen, sondern auch im tiefsten Innern!

Ist es möglich —: vergilt mir das Leben jetzt auf einmal an diesem Abend, daß ich es solange glühender geliebt habe als irgendein anderer? Erschließt es mir wirklich dankbar und besiegt seinen allmächtigen, seinen großen Schoß — und zeigt mir schwindelnd den Schatz, das rote, das köstliche Metall, das darin verborgen liegt?! ...

Aber noch einmal zögerte Morton; tief unter ihm zitterten seine Knie, sein Herz raste da drinnen, in seinen Händen sprang plötzlich ein Beben auf — aber noch einmal versuchte er, sich dagegen anzustemmen, er runzelte heftig die Stirn, wollte nicht nachgeben: sehr wohl, es blieb also nur eine einzige Erklärung für dies unglaubliche Phänomen übrig —: daß die Dame von oben bis unten von Alabaster war, eine Marmorbraut — ein fein gemeißeltes Eisblockkunstwerk! Es war vermutlich die Statuenkunst Griechenlands, die für einen Abend hier hinaufgerückt war, es war ein abgeklärtes, schneeweißes Bild, das uns unbestreitbar mit der Offenbarung seiner Schönheit traf — das aber nicht zündete, weil es selber nicht brennen konnte!

Selbstverständlich!

Wie sollte es auch wohl anders möglich sein — grübelte er weiter, ohne selbst auch nur eine Sekunde daran zu glauben.

Er war jetzt stehen geblieben, nur drei oder vier Schritten außerhalb des Kreises von schwarzen Fracks, der sie ellenbogendicht von allen Seiten umgab. Er ließ auf einmal seinen Kopf vornüber sinken, für einen Augenblick erfüllte ihn eine erstickende Begierde, daß es doch richtig sein möge — das was er eben gedacht hatte! daß seine Augen trotz allem ihn betrogen hätten, daß sein Ohr sich doch geirrt hätte —: daß da wirklich irgendein entscheidender Mangel, ein Mißlaut hier oder da bei ihr vorhanden wäre — denn, du ewiges Leben, wie sollte es ihm sonst möglich

werden, bis an die Stätte zu gelangen, wo sie lebte! bis an diese schwindelnde Sphäre, in der die Vollkommenen wandelten, bis an jenen Sonnensitz, zu dem nur die gelangen können — in deren Herzen das Allergrößte mit einem unauslöschlichen, mit einem ungeheuren Feuer brennt!

Fortsetzung folgt

Das Gespenst der Judenstadt

Paul Leppin

In der Mitte von Prag, wo sich jetzt hohe und luftige Zinshäuser zu breiten Straßen aneinanderschließen, stand noch vor zehn Jahren das Judenviertel. Ein schiefes und düsteres Gewinkel, aus dem kein Wetter den Geruch nach Moder und feuchtem Gemäuer wegzublasen vermochte und wo im Sommer den geöffneten Türen ein giftiger Atem entströmte. Der Schmutz und die Armut stanken hier um die Wette und aus den Augen der Kinder, die hier aufwuchsen, blinzelte eine stumpfe und grausame Verderbtheit. Der Weg ging da manchmal in niedrigen und gewölbten Viadukten durch den Bauch eines Hauses hindurch oder er krümmte sich plötzlich zur Seite und fand vor einer blinden Mauer jählings ein Ende. Die Händler, die ihre Trödlerware vor den Geschäften auf dem unebenen Steinpflaster aufstapelten, riefen mit listigen Gesichtern die Vorübergehenden an. In den Haustoren lehnten die Frauenzimmer mit geschminkten Lippen, lachten gemein, zischelten den Männern in die Ohren und hoben die Röcke, um ihre gelben und zeisiggrünen Stümpfe zu zeigen. Greise Kupplerinnen mit weißen Haarsträhnen und lockeren Kiefern grüßten aus den Fenstern, klopften, winkten, gurgelten vor Eifer und Befriedigung, wenn einer ins Netz ging und näher kam.

Hier war die Unzucht zuhause und lockte am Abend mit roten Laternen zum Besuch. Es gab da Gassen, wo ein jedes Haus eine Schandherberge war. Spelunken, wo das Laster mit dem Hunger in einem Bette schlief, wo schwindsüchtige Weiber mit verwelkten Reizen eine kümmerliche Industrie betrieben, geheime Verließe, wo das Verbrechen flüsternd und augenzwinkernd schulpflichtige Mädchen schändete und ihre hilflos verwunderte Unschuld für schauerlichen Lohn verschacherte. Es gab vornehme und luxuriös möblierte Kneipen, wo der Fuß auf Teppiche trat und wo die satten und üppigen Dirnen in seidenen Schleppkleidern stolzierten.

Unweit der Synagoge neben den verwahrlosten Hütten des Zigeunergäßchens befand sich in einem zweistöckigen Gebäude der Salon Aaron. In der dürftigen Umgebung machte das Haus beinahe einen wohlgepflegten Eindruck, trotzdem der Mörtelbewurf der Mauer zum Teile losgebröckelt war und der Staub und der Regen auf die Scheiben der vermummten Fenster bunte Streifen malte. Bei Tag war es hier still; nur selten schlich ein Gast über die ausgetretenen Stufen in den dunklen Hausflur und kam mit aufgeschlagenem Rockkragen hastig und verlegen nach einer Stunde wieder ans Licht. Aber in der Nacht stieg hier aus verborgenen Brunnen ein lautes, helles und zitterndes Leben auf. Die Fenster glühten und das Gelächter flatterte drinnen wie ein gefangener Vogel im Käfig.

Auch das Lachen Johannas war mit dabei. Das war ein heißes, schmiegsames und brünstiges Gurren, das man deutlich neben den Stimmen der andern unterscheiden konnte und das manchmal schon in der Schweigsamkeit des Vormittags zu klingen begann wie eine frohe und verliebte Lerche. Johanna war fröhlich, weil die Männer zu ihr gingen. Sie war begehrter als ihre Gefährtinnen, weil sie einem jeden von der bangen, quälerischen und unruhevollen Süßigkeit gab, die sie erfüllte und die in den trägen Leibern der andern nicht wohnte. Sie war oft selbst verwundert darüber. Das Gewerbe, das den Frauen, mit denen sie beisammen war, als eine langweilige und verdrießliche Pflicht erschien, brachte eine verzückte und unentrinnbare Liebessehnsucht über sie, einen Stachel, den sie in ihrem Fleische spürte und der in ihren Augen einen mädchenhaften Schimmer entzündete. Mit Lippen, die vom Küssen wund und zersprungen waren, trank sie sich an dem Munde der Männer fest, immer wieder von der bräutlichen Wollust durchflutet, die ihre erste Umarmung begleitet hatte. In den Pausen, die ihr das Sündenhandwerk ließ und die ihr unerträglich lang und einsam dünkten, lauschte sie auf die Schritte der Passanten draußen vor dem Haus und wenn die Türglocke ging, flog eine Flamme über ihr Gesicht und sie seufzte. Es gab oft Tage, an denen sie die Liebe bis zur Uebersättigung genoß; aber wenn sie dann mit dumpfem Kopfe und schmerzenden Gliedern im Bette lag, ging ihre Erinnerung von einem zum andern, kostete und schwelgte und sie lächelte in die Dunkelheit. Manchmal, besonders im Sommer, wenn sie in den letzten Stunden vor dem Morgen endlich ihr Lager aufsuchte, steigerte sich ihre Unruhe bis zur Pein. Dann kam sie im Hemd zum offenen Fenster und sah in das Ghetto hinunter. Sie streckte die nackten Arme hinaus und fühlte den warmen Regen wie Blutstropfen auf ihrer Haut. Das war ihre Heimat da unten. Die Stadt, in der die verschlafenen Lichter der Freudenhäuser blinkerten, wo in den verrufenen Gassen klobige Schatten kauerten und in der Ferne noch eine winselnde Geige oder das harte Geklimper der Spielkästen zur Lustbarkeit lud. Eine schwärmerische Melancholie badete ihr Antlitz in Tränen. Der Nachtwind griff zärtlich nach ihren Brüsten, sie legte den Kopf in den Nacken und ihre Lippen verzogen sich zum Kuß.

Am Abend, wenn der Salon festlich erleuchtet war, wenn die Weingläser auf den Marmortischen klirrten, tanzte sie zur Musik. Die Sinnlichkeit, unter der sie litt, machte ihre Glieder weich und lässig und trieb sie mit fliegenden Röcken in eine verlangende Wildheit hinein, die ihr starres Gesicht wundersam verschönte, die aufreizender und werbender wirkte, als die Künste der andern. Sie tanzte allein oder mit den Gästen. Ihr schlanker Körper bog sich unter den Händen der Tänzer, schmiegte und drängte sich, zitterte und fror; und wenn einer mit der blonden Johanna getanzt hatte, dann ging er auch gewiß mit ihr in ihre Kammer. Ihr Mund war gierig und fieberisch. Je mehr Männer den Weg zu ihr fanden, desto ungebärdiger fiel ihre Liebe sie an; ihre Lust erschütterte und betäubte; ihre Inbrunst war willfährig und entfachte sich zur Glückseligkeit.

Dann kam der Tag, wo ihren Körper zur Buße die Krankheit nötigte. Aus den morschen Mauern der Judenstadt, aus den unzüchtigen Gassen kam sie herauf und vergiftete ihre Küsse. Sie verbrannte ihr Blut und machte ihre Adern trocken und rissig; sie erwürgte das Gelächter und das verliebte Stammeln in ihrem Halse; sie beschmutzte ihren Leib mit roten Flecken und schleifte sie durch den Schimpf der unflätigen Huren hindurch in die schlotternde Angst des Lazarets. Hier lag sie in dem heißen Bette und von der Zimmerdecke fielen die Gedanken wie schwere Tropfen auf ihre Stirn. Sie dachte an die Frauen, die jetzt im Salon Aaron saßen und den gelben Wein aus dünnen Gläsern tranken. Sie dachte an die Musik und an das scharlachfarbene Hemd, das sie beim Tanze getragen hatte. Sie beugte die Arme und warf den Kopf in die Kissen zurück; aber es war niemand da, der sie küßte. Eine schmachtende Traurigkeit weckte das Schluchzen in ihrer Kehle auf und ließ sie verzweifeln.

Heuchlerisch und zögernd, in einem feigen und boshaften Tempo vergingen die Wochen. Unerwartet heftig war die Krankheit Johannas zum Ausbruche gekommen. Das Gegengift, mit dem sie die Aerzte quälten, war machtlos gegen sie. Sie nistete in den Geweben, sie flackerte unter ihrer Haut, sie kratzte in den Winkeln und Gruben ihres Fleisches eitrige Wunden auf und wollte nicht weichen. Sie machte ihre Gedanken lahm und verunreinigte ihren Schlaf mit geilen Träumen, aus denen sie stöhnend in die Höhe fuhr und mit Haß und Grauen die Wirklichkeit erkannte. Johanna entbehrte die Männer. Ihr nervöser Leib bäumte sich unter der Folter der Entsagung. Jeder Tag, den sie glühend verbrachte, jede Stunde vermehrte ihre Not. Bis sie es nicht mehr ertragen konnte. In der Nacht entwich sie aus dem Krankenhause. Durch das Fenster sprang sie in den Garten und stieg bloßfüßig, nur mit dem Mantel über dem Hemd, über die Mauer auf die Gasse.

Brennend, in einer überirdischen und schwülen Erwartung lief sie durch die Stadt. Die aufgelösten Haare flatterten um ihr Gesicht und ihre Augen glänzten. Ein heller und wunderbarer Gedanke trieb sie weiter und erfüllte sie mit Glück. Sie wollte zu den Männern! Ihre Füße flogen über die Steine und ihre Muskeln spannten sich. Die Schatten verspäteter Nachtschwärmer schwankten über den Weg und das grelle Licht plötzlicher Laternen erschreckte sie; eine köstliche und schwere, verführerische Süßigkeit machte sie betrunken. Die Türme der Theinkirche tauchten vor ihr auf und standen bleich zwischen den Sternen. Da war sie ja schon am Ziel! Da war schon die Gasse, wo die Musik hinter verhängte Türen lärmte und wo das Lachen der Frauen mit den Flügeln an die roten Fensterscheiben schlug — — —

Sie blieb stehn und sah geblendet in den Mond, der schielend am Himmel klebte und geborstene Balken und Geröll beschien. Der Salon Aaron war verschwunden. Die Hacke und der Spaten hatten Stück um Stück von dem alten Hause abgegraben und neben der Synagoge lagerten die Steine. Eine einzige Mauer stand noch mit zackigem Kamme aufrecht zwischen den Trümmern und Johanna erkannte die Wand ihres Zimmers. Ihre Augen gingen entsetzt und gelähmt weiter in die Gasse. Die bunten Lichter der Freudenhäuser waren verlöscht und der Staub stieg wie ein Rauch aus den zerbrochenen Dächern. Ueberall krochen Ruinen aus der Nacht. Während sie im Krankenhause in dem feuchten Bette mit der Seuche kämpfte, hatte man ihre Heimat zerstört —

Ein Schrei löste sich aus ihrer Kehle und zitterte gräßlich durch das vereinsamte Viertel. Ihre Haare flossen über ihren Mantel und die Nachtluft öffnete ihn und tastete lüstern unter das Hemd. Ein Trupp bezechter Soldaten kam vorüber. Haltlos verwirrte Liebesworte ächzend, fiel sie vor ihnen in die Knie. Und zwischen den Trümmern des eingerissenen Bordells gab sie sich den Männern hin, die der Zufall auf ihre Fährte geführt hatte. Sie gab sich einem nach dem andern, und ihr armer, von der Krankheit verwüsteter Leib wurde nicht müde und grub sich zuckend im Liebestaumel immer tiefer in den Schutt . . .

Von einem Sommer zum andern wurde das Ghetto niedergerissen. Neue Häuser erdrückten die finstern und ungesunden Schlupfwinkel, wo das Elend und das Laster jahrhundertelang gespenstert hatten. Die Unzucht flüchtete mit hohen Stöckelschuhen klappernd bis an den äußersten Rand der Vorstädte. Auf den alten Plätzen wuchs eine Stadt für die Reichen und Vornehmen empor. Aber noch niemals war in Prag die Lustseuche so

furchtbar und verheerend gewesen wie in diesem Jahre. Sie brach in die Familie ein und lehrte die jungen Mütter das Grausen. Sie hing sich an das Lächeln der Liebe und machte ein bleiernes Grinsen daraus. Knaben gaben sich den Tod und Greise verfluchten das Leben.

Le Gréco-Paganisme

dans la Poesie française actuelle

Ce n'est pas aux lecteurs de Der Sturm que j'apprendrai que Gerhart Hauptmann et Emile Verhaeren abandonnent en quelque sorte la manière rude et les thèmes modernes grâce auxquels ils s'imposèrent au public. Ces lecteurs savent qu' Hauptmann, après un séjour en Grèce, vient de faire repréténter, à la Société du théâtre des artistes dont il est le directeur, un poème dramatique: Der Bogen des Odysseus, qui n'est autre qu' une libre et souple adaptation d'Homère: Et ils savent aussi que Verhaeren a fait jouer récemment à Paris une Hélène de Sparte et que, presque en même temps, il répudiait le vers libre.

Je ne veux pas médire du vers libre auquel nous devous quelques pièces d'un charme réel; mais je suit bien obligé de constater que le vers libre est en France en complète décadence, qu'il a été renié successivement par tous les grands poètes qui l'ont préconisé et illustré: Jean Moréas, Charles Van Lerberghe, Henri de Régnier et Verhaeren. S'ils ont agi ainsi, c'est qu'ils ont compris que cet „instrument" ne convenait pas à la langue française qui n'a pas d'accent tonique comme l'allemand, l'italien ou le grec. Tandis que la prosodie étrangère s'appuie sur des syllabes longues ou brèves, la prosodie française est déterminée par la mesure, la cadence, le nombre de pieds et la rime. Ce sont des systèmes entièrement opposés. Les étrangers ont l'oreille plus sensible que la nôtre au son fort ou faible des syllabes. Aussi leur est-il plus facile de concevoir le vers libre; ils savent le cadencer, le rythmer par l'alternance des temps forts et des temps faibles qu'ils entendent, eux, mais que nous n'entendons guère, nous autres Français. La question du vers libre se ramène à une question de musique. Et c'est pourquoi il ne faut pas s'étonner que Verhaeren ait renonce à faire des vers libres comme y avaient renonce Moreas, Van Lerberghe et Henri de Régnier. Et il ne faut pas s'étonner non plus que, comme Hauptmann, il soit revenu à l'antique.

Est ce un recul? Non pas! C'est, tout au contraire, un progrès. Il en est des progrès de la littérature comme des progrès des sciences expérimentales qui accusent une marche „tournante". Mais (et fort heureusement), chaque fois que nous accomplissons un tour nouveau, nous sommes plus avertis, plus habiles; si, en sciences d'observation et d'expérimentation et en poésie, nous faisons peu de découvertes, si même nous devous en partie renoncer à quelques-unes de celles que nous avons réalisées, il n'en est pas moins vrai que nous savons les utiliser avec plus de discernement, de précition, d'à-propos. Ainsi l'emploi du vers libre en France n'aura pas été vain: il a obligé la poésie régulière à se rajeunir, à s'assouplir, à se perfectionner par une série de réformes destinées à compléter l'oeuvre de progrès qu'avaient déjà accomplie les romantiques à l'égard de l'ancienne poésie classique.

De même, en revenant à l'antique, et spécialement aux sujets inspirés de la mythologie grecque, les poètes ont besoin d'apporter une exactitude de vision et une fraîcheur d'émotion toutes nouvelles. C'est ce que font en particulier les trois plus grands de nos poètes français vivants: Henri de Régnier, Anna de Noailles et Fernand Mazade; et c'est ce qui permet de constater sans regret ce retour de la poésie aux sources millénaires.

Je sais tout le mal que l'on peut dire des mythologies et qu'il est facile de les tourner en ridicule; mais il est moins facile de se passer d'elles; c'était l'opinion de Stéphane Mallarmé dont à bon droit se réclament nos poètes d'avant-garde. „Les symboles mythiques", écrivait il „ont été, par la science, délivrés de la personnalité fabuleuse où les enferma l'antiquité. Rien ne reste plus que l'apparence des dieux à jamais incarnée dans le marbre, puis leur signification rendue à la lumière, aux nuées, a l'air. Voilà où en est le savoir de notre temps; mais, à côté de l'étude, il y a l'imagination. De très grands poètes ont su (c'est leur devoir tant que l'humanité n'a pas créé de mythes nouveaux) vivifier à force d'inspiration, et comme rajeunir par une vision moderne, les types de la fable. Si quelque esprit, imbu de préjugés, pensait que les divinités n'ont plus chez nous le droit à l'existence il pourra, à la lecture de belles pages empruntées aux gloires des lettres d'aujourd'hui, reconnaître, comme un fait, que rien n'est mort de ce qui fut le culte spirituel de la race. Magnifique et vivant prolongement qui doit se perpétuer aussi longtemps que notre génie littéraire". Voilà ce que disait Stéphane Mallarme; et personne ne saurait mieux dire.

* * *

Je lisais tout récemment dans une revue berlinoise un article de René Calvin, consacré à la renaissance du paganisme grec dans la littérature actuelle. René Calvin constatait que cette renaissance s'était produite presque à la même heure et presque dans toute l'Europe. Voilà le cas de répéter que certaines idées flottent dans l'air universel et que, à quelques instants près, on les respire en même temps à Saint-Pétersbourg et à Berlin, à Paris et à Londres.

Il y a peu d'années, le littérateur le plus remarquable de la jeune Bulgarie, Pentscho-Slaweykoff publiait sa Phryné qui, malgré certaines imperfections de forme, reste une oeuvre de premier ordre. En préconisant la religion de la beauté physique, telle qu'elle existait dans l'antiquité grecque, Pentscho-Slaweykof a rendu un réel service à la poésie de son pays: il l'a arrachée aux étroits liens du folk-lore national, il l'a délivrée de ses frontières strictement bulgares; et, depuis la signature de la paix, toute une pléiade de poètes balkaniques accordent leur lyre à la façon de l'auteur de Phryné.

En Russie, le mouvement gréco-paganisant est mené avec ardeur par une trentaine de poètes qui appartiennent à un groupement appelé le Musagète. Ils ont réuni leurs meilleurs vers dans une anthologie, ils se remuent, ils donnent de belle esperences; et si je ne les nomme pas, c'est parce qu'ils ne réalisent pas encore dans leurs oeuvres imparfaites les promesses de leurs théories.

En Italie, le mouvement en faveur du paganisme a commencé sous l'impulsion d'un certain nombre de jeunes écrivains dont le talent s'affirme plus harmonieux, plus pur et plus sincère que celui de Gabriele d'Annunzio qui, en somme, n'a rien compris à l'antiquité classique.

En Angleterre, la rénovation païenne est prêchée par quelques sociologues et moralistes déterminés et, en particulier, par M. Deshumbert, fondateur de la société de la Morale de la nature.

Cette cause a aussi plusieurs ardents champions en Hollande et, surtout, en Belgique où brillent les muses d'Emile Verhaeren (le Verhaeren nouvelle manière), d'Albert Giraud et de Franz Ansel.

En France, depuis que la Renaissance a repeuplé l'Olympe et le Parnasse, nous n'avons pas cessé d'avoir des poètes paganisants. Les mythes grecs remplissent l'oeuvre de Pierre de Rousard et celle d'André chénier; ils ont inspiré des vers admirables à Victor Hugo et à Leconte de Lisle, à Théodore de Banville et à J.-M. de Heredia, à Stéphane Mallarmé et à Henri de Régnier, à Anna de Noailles et à Fernand Mazade. Chaque jour nous avons la preuve qu'Ulysse d'Ithaque et Hélène de Sparte n'ont pas vieilli, non plus que les paysages d'Hellade et d'Ionie. Les sentiments des hommes et les beautés de la nature demeurent éternels, et éternels aussi les mythes qui les expriment. La nouveauté ne consiste pas à choisir un sujet neuf: elle est dans la façon de sentir et d'exprimer. Quand Delille célébrait le jeu de trictrac, il traitait un sujet neuf; ses alexandrins ne s'avéraient pas moins vieux. Et c'est aussi avec des vers éculés que plus d'un rimeur d'aujourd'hui chante le tango, la greffe animale et l'aéroplane.

A des milliers d'années de distance, les mythes, les symboles grecs conservent toute leur grâce, toute leur fraîcheur, toute leur puissance: ils personnifient toujours nos instincts, nos sentiments, nos sensations. Les religions nouvelles ne les ont pas étouffés, parce qu'ils sont assez peu précis pour ne pas contredire notre raison et qu'ils contentent pleinement toute notre sensibilité. Ils sont mystérieux; pourtant nous les voyons. Nous supposons que nous ne croyons pas à eux (que de bous chrétiens sont païens sans s'en douter!); mais ils nous ensorcellent. Quand Henri de Régnier fait devant nous

Ruer la centauresse et hennir le centaure,

nous sommes émerveillés. Nous sommes émerveilles quand ce même poète nous montre le satyre ivre et triste.

Que me fait le printemps puisque son clair retour
Ne rend plus sa verdeu à mon corps las et lourd,
Qu'il ne se mêle plus à ma force vieillie,
Puisqu'il me raille, qu'il m'ignore, qu'il m'oublie
Et s'écarte de moi qui l'écoute souvent
Rire dans la feuillée et rire dans le vent
Et chuchoter tout bas le long de mon chemin,
Tellement que je vais, misérable et chagrin,
M'asseoir sur cette pierre au seuil de ton cellier,
Et, Satyre podagre, au vin hospitalier
Qui sommeille dans l'ombre au flanc creux de l'amphore,
Je redemande le mensouge d'être encore
Celui-là qui sentait, avec avril éclos,
Le retour de la sève en ses membres nouveaux.

Après Henri de Régnier, la comtesse Anna de Noailles a chanté des hymnes païens avec un art inégal, mais avec de fréquentes éclairs de génie. L'amour remplit toute l'oeuvre de cette poétesse dont les deux livres caractéristiques sont: Les éblouissements et Le coeur innombrable. Appeler Eros quand il est absent, clore sur lui sa porte quand il est venu, le pleurer quand il est parti, et le désirer de nouveau, tels sont les soins uniques de Mme de Noailles.

Mon coeur, qu'attendez-vous de la chaude journée?
Ah! mon coeur, vous n'aurez plus jamais d'autre bien
Que d'espérer l'amour et les jeux qui l'escortent,
Et vous savez pourtante le mal qu'il vous apporte,
Ce dieu tout irrité des combats dont il vient!

Cet Amour n'est pas le dieu galant, spirituel et badin qui mène au son des flûtes et des violes les rondes des bergères qu'habillait Watteau, ni le confident ailé qui voltige autour des déesses de

Boucher. Ce n'est pas non plus l'adolescent fatal, aux théâtrales attitudes, qui enflamme les coeurs romantiques, non plus que le dieu rose et joufflu, bébé trop bien nourri préside aux idylles familiales. L'Amour qui inspire la comtesse de Noailles est un beau jeune homme païen à la vigourense nudité, au sourire cruel et doux; les flèches qu'il porte font des blessures qui ne cicatrisent point, mais dont on adore la brûlure.

Elle a senti glisser jusqu'au fond de son coeur
L'aiguillon et le miel de la rude caresse;
Et les pas chancelants de plaisir et de peur,
Elle a marché longtemps dans la bruyère epaisse.

Ce qui frappe tout de suite et profondément chez Mme de Noailles, c'est l'intensité et la sincérité du cri. La poétesse du Coeur innombrable a effacé le maquillage dont maints poètes parnassiens et Albert Samain avaient paré Aphrodite trop ingénieusement et de la tête aux pieds.

Non sans talent et non sans courage, Frédéric Plessis, Charles Le Goffic, Charles de Pomairols, André Lafon, François Mauriac, Joachim Gasquet ont tenté l'accord de la foi chrétienne avec le sentiment de la beauté grecque.

Pierre Louys, Francis Vielé-Griffin, Ernest Raynaud, André Maie, Jean Royère, Emile Cottinet, Xavier Mirgot, Henry Muchart, Charles-André Grouas ont su chanter, quand ils l'ont voulu, la chaude et harmonieuse chanson païenne. Quant à Fernand Mazade, il est, en tant que poète, uniquement et purement Hellène.

Un jeune critique fort attaché aux écoles nouvelles (à l'école paroxyste notamment), M. Jean Desthieux constatait que „le grand charme de Fernand Mazade est de savoir, mieux qu'aucun autre poète, chanter avec naturel et avec grâce les choses de l'Hellade mythologique". La constatation a d'autant plus de valeur que M. Desthieux trouve cela surpremant, car, selon lui, les „choses" en question sont „peu naturelles et très mystérieuses". Un autre critique sympathique aussi aux tentatives les plus hardies, Emile Cottinet écrivait tout dernièrement dans la revue de Paul Fort, Vers et Prose, que „Fernand Mazade, élevé en Provence, dans une atmosphère encore imprégnée de génie antique, ressuscite et revit sans peine les visions ensoleillées de ses ancêtres gréco-latins. Ses impressions n'ont rien d'un ingénieux pastiche; elles sont directes, inspirées, personnelles. Il a vu réellement le dieu puissant des vendanges et des rythmes", les dryades, les naïades, les faunes. „Certains de ses tableaux font penser à Boecklin qui peignit un centaure ingénu venant présenter à un maréchal de village son sabot déferré." Et, toujours dans Vers et Prose, Cottinet demandait: „Ne pensez-vous pas avec moi que Fernand Mazade est un des plus hauts, des plus plurs et des plus délicieux poètes de notre France?" Pour ma part, je le pente, et depuis longtemps.

Mazade a publié quatre ouvrages: Arbres d'Hellade, Athéna, Dionysos et les Nymphes et Apollon, où les tableaux vigoureux et exquis, naïfs et magnifiques abondent. En choisissant et en animant le décor antique, ce poète préconise un retour à la morale esthétique et à la nature, laquelle est beaucoup plus morale que ne le croient la plupart des gens. Et mieux que toute autre civilisation, la civilisation grecque enseigne le bonheur de vivre. Elle enseigne également l'art de vivre, qui est un art mesuré et sage. Jouir de tout ses sens, de toute son intelligence, de tout son rêve, jouir dans sa chair, dans son coeur et dans sa pensée, pourvu que ce soit avec élégance et en gardant l'équilibre, voilà l'art de vivre que conteille la morale grecque. Et voilà ce que célèbre Fernand Mazade, poète à l'âme et à la tête bien faites, et c'est ce qui donne à ses poèmes tant de justesse, tant de charme, tant de puissance.

Le poète de Dionysos et les Nymphes nous offre un rajeunissement total de ce qui fut l'Hellade. Cependant, parmi toutes les divinités grecques, ce poète a une préférée, et c'est Athéna. Il nous la montre femme et belle, harmonieuse et radieuse. Il nous dit:

A la frise du temple elle a mis le flambeau,
Et la clarté sur la fontaine.
Elle seule a le droit de cultiver le beau
Dans le jardin du rêve hellène.

Guerrière juste et qui loin des haines se plaît,
Maîtresse de l'heure tranquille,
Divinité fidéle et diligente, elle est
La conscience de la ville.

Il nous dit encore:

Sois modeste, mon noble ami. Soyons modestes.
Nous n'avons même pas compté
Combien d'étoiles vont sur les routes célestes
Au seuil de cette nuit d'été.

Du moins, les yeux levés vers les sphères splendides!
Essayons-nous de voir le dieu,
La puissance, l'attrait qui, sans caprice, guident
La course des astres en feu.

Chasse ta vanité. L'intelligence humaine
Jusqu'à ce soir n'a découvert
Ni les secrets subtils de la grâce d'Hélène,
Ni les ténèbres de la mer.

Des mortels cependant qui sur terre s'agitent,
L'homme seul a de la raison:
Il est le seul qui cherche à dire les limites
De son rêve et de l'horizon.

Soyons humbles, mon doux voisin. Le plus sagace
De nous ne soit rien de l'amour
Et n'expliquerait pas pourquor l'Ourse s'efface
Et pourquoi reviendra le jour.

Mais nous reconnaissons le faux d'avec le juste,
Et l'injuste d'avec le beau;
Et notre âme contient la certitude auguste
De vivre au delà du tombeau.

Ainsi chante Fernand Mazade; et partout, même dans la raison, il voit et conseille la volupté, — la volupté, essence même du paganisme.

Volupté des gestes, volupté de la voix, volupté du silence nocturne, volupté de la brise qui passe, volupte du rire, volupté des larmes, volupté de penser, volupté d'aimer et volupté aussi de sentir qu'on est son propre maître: la volupté est partout pour qui sait l'éprouver; elle est toute la poésie; elle est surtout tout le lyrisme. Elle n'est pas toute dans l'amour: voilà la grande vérité qu'illustre l'oeuvre de Fernand Mazade.

Henry Gauthier-Villars
(Willy)

Opernhaus

Erwin Weber

Wenn die Bauherren trotz B. d. A. usw. taub bleiben, wird der Bauherr wohl seinen Hoffmann bekommen. Spaßig, zum Aufbauen einen Totengräber zu bestellen. Aber der versteht auch sein Handwerk und hat trotzdem Geschmack. Seine Zunft, die Ihne, Ebhardt, Schwechten und Genossen, verlangt es eigentlich nicht. Und doch hätts einer noch besser gekonnt, der Bruno Paul; der hätts nämlich, wie man so sagt, lebendig gemacht. Er wirds sich schon abgewöhnen, der jüngste der Brüder. Ob sie wohl wissen um ihre Verwandschaft?

Hoffmann.

Oh, seht ihrs denn nicht, daß dieser Klotz klein und häßlich sein muß vor seinem Gegenüber, einer kleinen, üppigen, buckligen, lüsternen Dirne, behängt mit wüstestem Talmi, aber Weib; dieser große, stämmig-starre, gewählt und reich gekleidete, taubäugige, plumpe, nöselige Bursche — ja, wärs ein Weib, man fände nicht hinein. Hinweg von ihm zur kleinen Krüppel, da brauchts nicht zu suchen, sie schluckt euch alle auf.

— Du Schlappschwanz, guck Dir die Siegessäule an, erst klettre mal so hoch. Also geh man, Kleiner, und wenn Du nett bist, nimm bitte die lange Latte, den Bismarck usw mit.

— Aber ich will ja auch gar nichts; ich will nur vornehm und reich sein.

Schriftlich hat ers sogar gegeben.

Poelzig

— Gelt, Du kommst doch mit, ja?

— Dirne.

— Ein strammer Kerl bist Du, apart siehst aus, wenig Geklunker, sogar meinem Chef könnste gefallen — Du — Du bist so stark und weit, Deine Augen blicken so anders als andere, Du hast Augen — ich will Dich, hörst Du — zwinge mich —

— Du Weib — nein, nein — Ich bin ruhig geworden — nimmer können wir eins sein — doch Deine Nähe will ich wohl dulden, bleib.

— Du, Dein Blick ist ein kühles, dehnendes Lager von glattem, rüchigem Leder.

Tessenow

— Gnade, lieber Herr. Dein Kleid sind die Lebensfurchen Deiner Nacktheit, Dein Gehen ist Kindersang — Du unendlich Reiner.

— Verhülle Dein Gesicht. An meinem Auge stirbt das Unreine, und kann doch nimmer gram sein. Ich leide an diesem Sterben, ich leide an dieser Welt unsägliches Weh, meine Liebe zu aller Seelen ist Höllenpein, aller Leben bohrt sich in meine Seele, und — bin doch allein; über mir und vor mir und hinter mir immer nur Ich; ist denn niemand mir Herr?

— Mein lieber Herr — mein lieber Herr Tod...

Warum denn keine Kulisse — solls nicht außen sein, wie innen? Also wenn nicht, dann gibts die Möglichkeit und die Möglichkeiten: einen anderen vorhandenen Entwurf ausführen oder wieder und anders anfangen. Die Möglichkeit ist nur Poelzig und könnte mir doch Besseres wünschen, auch von ihm. Die Möglichkeiten — als unmöglichste Tessenow oder van der Velde, Allliebe gegen Vielgötterei, Strom oder Strudel, Stil und auch Volkskunst (jeweiliges Strombett und auch Quelle) gegen Interregnum und gleich Lagune, Nacktheit oder Dekoration (tätowiert, nicht behängt), Gesang oder Instrument, wenn die Seele schweigt: kritisch oder gefühlskoddrig, immer Weltschöpfung (Biegen) oder auch Verarbeitung (Brechen), na, Utopie. Weiter, ein neuer freierfreier Wettbewerb; weiter, kaiserliche Huld — etwa Schultze-Naumburg; weiter Submission mit Blüten; weiter usw. Wenns nur besser würde als das Berliner Rathaus oder mindestens Hallesches Tor. Es lebe die talentspuckende Kopie.

Die Dirne ihrem künftigen Gegenüber:
Der mich zeugte, mußte mich brechen.

Ständige Ausstellungen

der Zeitschrift Der Sturm

Berlin W / Potsdamer Straße 134 a

Vierundzwanzigste Ausstellung

Paul Klee

Marc Chagall

Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 11—2 Uhr

Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark

Monatlicher Wechsel

Sturmausstellungen in Deutschland und im Ausland / April 1914

Magdeburg: Kandinsky
Trondhjem / Norwegen: Der Blaue Reiter
Halle: Archipenko
Marburg: Franz Marc
Stuttgart: August Macke
Stockholm: Graphik
Tokyo: Graphik
London: Graphik
Hannover: Severini
Coburg: Expressionisten
Frankfurt a. M.: Jawlensky

Verlag Der Sturm

Berlin W 9 Potsdamer Straße 134 a
Fernruf Amt Lützow 4443

Halbmonatsschrift der Sturm

Erscheint am ersten und fünfzehnten jedes Monats

Dauerbezug

Gewöhnliche Ausgabe: Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelheft 40 Pfennig × Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs Einzelheft 50 centimes / Probenummer umsonst

Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark × Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben

Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 10 Mark / Dritter Jahrgang, Nummer 105—152/153: 20 Mark / Vierter Jahrgang 154—203: 6 Mark

Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken u. Straßenständen auf Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum fünften des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Generalvertretung des Verlags Eugène Figuière / Paris

Originalholzschnitte / Handdrucke

Die Gesamtauflage ist in Klammern beigefügt / Alle Exemplare sind vom Künstler nummeriert und signiert

Franz Marc: Versöhnung / Tierlegende / Pferde / Tiger / Pferde Hochformat / Die Hirtin / Der Stier / Schlafende Hirtin / Wildpferde / Ruhende Pferde (handaquarelliert) / Das Exemplar 40 Mark (je 10)

Kandinsky: Sonntag / Zwei Vögel / Das Exemplar 30 M / Radierungen M 60 und M 40

Max Pechstein: Die Erlegung des Festbratens / Auf Nummer 94 der Zeitschrift Der Sturm vom Künstler mit der Hand aquarelliert / Das Exemplar 5 Mark (100)

Wilhelm Morgner: Acker mit Weib / Tierdresseur / Holzarbeiterfamilie / Fressende Holzarbeiter / Das Exemplar 25 Mark (10)

Gabriele Münter: Neujahrswunsch / Das Exemplar 30 Mark (5)

Walter Helbig: Landschaft / Das Exemplar 30 Mark (5)

Schmidt-Rottluff: Mann und Weib / Sonnige Straße / Nordischer Hafen / Mädchen auf Sofa / Sitzende Frau / Zwei Frauen im Raum / Porträt / / Straßenkurve / Zwei Akte / Das Exemplar 30 Mark (12) / Liebespaar / Müßige Hetären / Schlafende Hetäre / Je 40 Mark (12)

H. Campendonk: Originalholzschnitte [Nummer 131, 134/135, 140/141] / Das Exemplar 30 Mark (12)

Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Oskar Kokoschka: Sonderdrucke der Menschenköpfe auf Japan- und Büttenpapier: 1 / Adolf Loos / 2 Herwarth Walden / 3 Karl Kraus / 4 Richard Dehmel / 5 Paul Scheerbart / 6 Yvette Guilbert / Das Exemplar 5 Mark

Musik

Herwarth Walden: Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark / 50 Seiten

Künstlerpostkarten

Das Exemplar 20 Pfennig

Futuristen: Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz / Umberto Boccioni: Abschied /

Kandinsky: Komposition 6

Franz Marc: Affenfries / Tierschicksale

Oskar Kokoschka: Utinam delectet

Robert Delaunay: La Tour

Karten von Macke / Münter / Marc Chagall / Klee / Léger / Jawlensky / Werefkin / Gleizes usw

Mappen und Alben

Oskar Kokoschka: Zwanzig Blatt Zeichnungen / Strichätzung / Auf Kaiserlich Japan-Papier in Luxus-Mappe 25 Mark / Auf Costa-Karton in einfacherer Mappe 12 Mark

Kandinsky 1901—1913 / Monographie mit sechzig ganzseitigen Abbildungen und Text von Kandinsky / Mark 10

Illustrierte Ausstellungskataloge

Der Blaue Reiter / Severini / Archipenko / Skupina / Je 50 Pfennig / Die Futuristen 60 Pfennig

Erster Deutscher Herbstsalon / Mit fünfzig Abbildungen in Kupfertiefdruck / 2 Mark

Zeitschriften

La Cerba / Halbmonatsschrift / Florenz / Via Nazionale 25

La Route / Revue de l'Effort Social / Paris / Rue de Vaugirard 120

L'Effort Libre / früher L'Effort / Monatsschrift /

La Renaissance Contemporaine / Halbmonatsschrift Paris / 41 Rue Monge

La Nouvelle Revue Française / Monatsschrift / Paris VIe 35/37 Rue Madame / Nummer 1 Franc 50 centimes

Montjoie / Halbmonatsschrift / Paris / Chaussée d'Antin 38

Haro / Monatsschrift / Brüssel

Les Cahiers du Centre / Moulins [Allier]

Les Soirées de Paris / Recueil Mensuel illustré / Directeurs: Guillaume Apollinaire et Jean Cérusse / Paris 278 Boulevard Raspail / Jahresbezug 12 francs

Umelecky Mesicnik / Monatsschrift für neue und alte Kunst / Administration Prag I 5 Veleslavinova

Anzeigen

Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebungen von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift, gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig. Annahme von Anzeigen durch den Verlag der Sturm Berlin W 9

Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag Der Sturm ohne Angabe der Gründe vor

Verein für Kunst / Leitung Herwarth Walden / Zehntes Jahr / Jahresbeitrag 20 M. / Rechte der Mitglieder: Freier Bezug der Zeitschrift Der Sturm / Freier Besuch aller Sturmausstellungen / Jedes Jahr frei eine Sturmpublikation: 1913/14: Kokoschkamappe / Prospekt umsonst

Lothar Homeyer / Im Selbstverlag erscheint eine Mappe mit 6 Radierungen auf Japan-Bütten. Der Subskriptionspreis für die Mappe beträgt 25 Mark / Bestellungen sind zu richten an Lothar Homeyer Charlottenburg, Sybelstraße 42

Poet-Lore Begründet 1890 / Eine Zweimonatsschrift, gewidmet der Dichtung und dem Drama der Gegenwart in allen Ländern / Literarische Beiträge von Maeterlinck / Claudel / Jammes / Duhamel / D'Annunzio / Synge / Whitman / Echegaray / Björnson / Hervieu / Tchechow / Pszybiszevski / Gorki / Noguchi / Ghose / Mac Gathmhacil / Probeheft gegen Einsendung von 6 Mark 50 Pfennig / Jahresbezug 21 Mark / Verlag Richard G. Badger / Boston / Mass / USA 194 Boylston Street

Albert Ehrenstein: Die weiße Zeit / Dieser Gedichtband erscheint Ende März in einer signierten Auflage von 300 Exemplaren, in Leder gebunden, das Exemplar 10 Mark / Man subskribiert bei dem Verlag Georg Müller, München, Elisabethstraße 26

Umberto Boccioni: Pittura Scultura futuriste / Dinamismo plastico / 500 pagine / riproduzioni quadri e sculture / Edizioni futuriste di Poesia / Milano / Con ritratto dell'autore / Preis M 3,50 / Zu beziehen durch den Verlag Der Sturm / Berlin W 9

Wiecker Bote / Akademische Monatsschrift / Herausgeber und Schriftleiter: Dr. Oskar Kanehl / 25 Pfennig / 6 Hefte M. 1,25 / Heft 7 soeben erschienen

Josef Treß: Bettelkönig / Gedichte mit Zeichnungen von Lovis Wachlmeier / Baldur-Verlag / Münster in Westfalen

Verantwortlich für den gesamten Inhalt und Verlag: F. Harnisch / Berlin W 35
Druck Carl Hause / Berlin SO 26